

Zeitschrift: SuchtMagazin

Herausgeber: Infodrog

Band: 41 (2015)

Heft: 5

Artikel: Zusammenarbeit zwischen Polizei und Jugendarbeit in Baselland

Autor: Wenger, Daniel / Frei, Philipp / Schneider, Christian

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-800815>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Zusammenarbeit zwischen Polizei und Jugendarbeit in Baselland

Eine gut funktionierende Zusammenarbeit zwischen Polizei und Jugendarbeit fördert ein entspanntes Verhältnis zwischen Polizei und Jugendlichen sowie der weiteren Bevölkerung und kann präventiv wirken. Voraussetzung sind eine klare Rollentrennung, eine offene Kommunikation und die stetige, auch informelle Netzwerkpflege und Vertrauensbildung. Das Beispiel aus dem Kt. Basel-Landschaft zeigt, dass insb. auch die Einrichtung eines spezialisierten Jugenddienstes innerhalb der Polizei wertvoll ist.

Gespräch mit Daniel Wenger (Stv. Leiter Jugenddienst, Polizei Basel-Landschaft, Muttenz) und Philipp Frei (Mediensprecher Blaues Kreuz Schweiz, bis Dezember 2014 Leiter Jugendarbeit Region Laufen).

Die Fragen für das SuchtMagazin stellten Christian Schneider (fedpol, Bern) und Marianne König (Infodrog, Bern)

Schlagwörter: Polizei | Jugenddienst | Jugendarbeit | Kooperation |

SuchtMagazin: Sie haben an der SuPo-Tagung 2013 in Biel einen Workshop zum Thema Zusammenarbeit zwischen Jugendarbeit und Polizei geleitet. Damals standen die Themen Alkohol und Gewalt im öffentlichen Raum im Zentrum.¹ Dies ist wohl auch heute noch der hauptsächliche Kontaktpunkt, wo Polizei und Jugendarbeit zusammentreffen?

Wenger: Es ist nicht nur Gewalt; wir kommen auch sonst zusammen, unabhängig davon was läuft. Es geht auch um die Netzwerkpflege. Wir dürfen nicht nur dann präsent sein, wenn etwas läuft. Das Zusammengehen muss aufgebaut werden, sich einspielen.

Frei: Es gibt da auch diverse Player in der kommunalen Jugendarbeit. Heute arbeitet man enger mit der Polizei zusammen, als früher. Mit der neueren Generation (von Jugendarbeitenden und PolizistInnen) verringern sich auch langsam die Berührungspunkte auf beiden Seiten.

Wenger: Berührungspunkte und Verunsicherung gibt es vor allem bei neuen Mitarbeitenden, die noch nie mit der anderen Seite zusammengearbeitet haben. Das sind natürlich berechtigte Verunsicherungen. Sie verschwinden aber relativ schnell, wenn die Rollen bereits zu Beginn geklärt werden.

Frei: Der Jugenddienst hat natürlich auch etwas mehr Ermessensspielraum als die Streifenpolizei. Er ist zivil unterwegs und hat schon einen anderen Draht zu den Jugendlichen. Für uns hat das Vorteile: Wir können dank des Jugenddienstes den Kontakt zur Polizei besser pflegen und durch ihn auch mit der Uniformpolizei Absprachen machen. Die Anwesenheit des

Jugenddienstes im Jugendtreff ist kein Thema, aber die uniformierte Polizei war weniger gern gesehen. Absprachen sind da viel einfacher, wenn man die Leute kennt, die innerhalb des Systems arbeiten. Wir haben ja zwangsläufig in unserer Karriere miteinander zu tun, da wir oft mit den gleichen Jugendlichen zu tun haben. Da macht es Sinn, im Rahmen des Sinnvollen und Erlaubten eng zusammenzuarbeiten.

Wenger: Jeder Jugendsachbearbeiter hat sein geografisches Zuständigkeitsgebiet. Es gibt im Kanton Baselland heute drei Standorte, mit je zwei oder drei Jugendsachbearbeitern. Diese pflegen ihr eigenes Netzwerk von Sozialarbeitenden und Streetworkern. Man hat Kontakt, geht zusammen einen Kaffee trinken, um sich darüber auszutauschen, was läuft. Zurzeit ist z.B. weniger Gewalt ein Problem, als das Kiffen, mit immer jüngeren Konsumierenden.

SuchtMagazin: Sie arbeiten also kontinuierlich zusammen, nicht nur fallbezogen. Das scheint aber informell abzulaufen: Jeder Jugendsachbearbeiter bestimmt zusammen mit seinen Partnern, wie eng die Zusammenarbeit sein soll. Ist diese Flexibilität notwendig oder wäre es manchmal auch sinnvoll, man hätte einen schriftlich festgehaltenen Rahmen als Basis?

Frei: Das grosse Risiko ist sicher, dass die Zusammenarbeit personenabhängig wird, wenn sie nicht standardisiert ist. Im Moment funktioniert es in der Praxis sehr gut, da alle Beteiligten den Sinn der Zusammenarbeit sehen. Ein Problem würde es bei grösseren Personalwechseln geben oder bei einem Leitungswechsel mit anderer Ausrichtung. Ich glaube aber, dass die informelle Zusammenarbeit meistens effizienter ist. Die Zusammenarbeit im Kanton Baselland läuft schon sehr lang. In den über sechs Jahren, in denen ich hier war, funktionierte sie mit allen Jugendsachbearbeitern aus den verschiedenen Regionen sehr gut. Es ist klar, dass mit gewissen eine intensivere Zusammenarbeit besteht, mit anderen weniger, das hängt auch von den jeweiligen Jugendlichen und ihren Problemen ab. Formelle kantonale Treffen gibt es jedoch auch, wie der zweimal jährlich stattfindende Runde Tisch zur kantonalen Sicherheit. Informeller Austausch – etwa bei gemeinsamen

Mittagessen – ist meist effizienter. Ich lerne bei diesen Treffen die Menschen kennen und weiss, wenn ich anrufen kann. Es macht jedenfalls keinen Sinn, Mechanismen einzuführen, die dann nicht gelebt werden.

Wenger: In unserer Arbeit braucht es die Flexibilität, denn wir wissen nie, was kommt. Das ist auch die Stärke der Zusammenarbeit zwischen Jugendarbeit und Polizei-Jugenddienst. Da nützen Papiere und Checklisten wenig. Ich geniesse es, individuell selber entscheiden zu können, was wichtig ist und wo ich Zeit investiere, um mit Streetworkern oder Sozialarbeitenden etwas aufzubauen. Die Fälle bleiben so z.T. etwas länger liegen, aber mir ist es sehr wichtig, dass das Netzwerk funktioniert. Das Vertrauen wird einem nicht einfach geschenkt, man muss etwas dafür tun. Nur, wenn man sich regelmässig trifft, einmal in der Woche oder im Monat, funktioniert die Zusammenarbeit. Und wenn es dann wirklich brennt, muss man sofort handeln können.

SuchtMagazin: So, wie Sie es beschrieben haben, haben Sie als Jugenddienstmitarbeiter sehr viel Freiheit in Ihrer Arbeit und auf Seiten der Jugendarbeit ist dies wohl noch ausgeprägter. Wie tolerieren Ihre Organisationen das? Im Polizeibereich gibt es sicher eine gewisse Spannung zwischen dem bei der Polizei vorhandenen Kontrollbedarf und dem, was Sie machen.

Wenger: Es ist wie in der Zusammenarbeit: Ohne Vertrauen funktioniert es nicht. Unsere Chefs bis hinauf zum Kommandanten unterstützen unsere Arbeit, weil sie sehen, dass es sie braucht. Wir sind nicht vollständig ausserhalb des Systems. Wir führen zum Beispiel auch eine Geschäftskontrolle. Allerdings wird das, was ich zwischendurch mache – und das ist nicht wenig –, nicht immer erfasst. Wir konnten da aber einiges verbessern, so dass jetzt mehr Aufgaben registriert werden. Schwieriger ist es mit Kollegen, die nicht vom Fach sind. Da kann die Frage auftauchen, was wir so den ganzen Tag machen. Einmal erhielt ich z.B. eine WhatsApp-Meldung von einem Mädchen: «Herr Wenger, ich will nicht mehr leben». Ich lief mitten aus einer Sitzung. Das Mädchen wollte sich tatsächlich von einem Felsen stürzen. Als sie ihr Portemonnaie bereit gelegt hatte, damit man sie nachher identifizieren konnte, sah sie meine Visitenkarte, auf die ich geschrieben hatte «Immer für Dich da!», mit einem Smiley. Das war dann ausschlaggebend. Ich bin überzeugt, wenn ich nicht reagiert hätte, wäre sie gesprungen. Solche Prioritäten muss ich setzen. Auch wenn gewisse Kollegen damals nicht verstanden, dass mein Einsatz wichtiger war als die Sitzung. Ich habe mein Vorgehen dann mit dem Kripo-Chef besprochen, der mir sagte, ich solle weiterfahren wie bisher, aber wichtig sei es, dass solche Vorfälle registriert würden. Meine Vorgesetzten stützen also meine Arbeit, womit auch der Stellenwert des Jugenddienstes gestiegen ist. Am Anfang wurde der Dienst als «Globi-Club» bezeichnet. Mittlerweile weiss man, dass unsere Arbeit wichtig ist.

SuchtMagazin: Wie sieht das bei Ihnen aus Herr Frei? Sie sind in Ihrer Arbeit wohl freier als die Polizeiseite?

Frei: Von der Ausgangslage her sicher, obwohl sich z.B. in Bezug auf den Datenschutz oder die Intensität der Zusammenarbeit auch Fragen stellen. Der Aufbau von Jugenddiensten in mehreren Kantonen hat aber die Zusammenarbeit mit der Polizei erleichtert, und die Jugendlichen wissen auch, dass wir Kontakt zur Polizei haben. Wenn z.B. ein Jugendlicher obdachlos wird, eine Schlägerei stattfindet oder zu viel getrunken wird, ist eine schnelle Reaktion und Zusammenarbeit nötig. Auch mit der Streifenpolizei ist der Umgang heute wesentlich

unkomplizierter als früher. Hilfreich waren da auch die guten Kontakte, die auf Chefebene zwischen Jugendarbeit und Polizei bestanden. Die Polizei Baselland hat nach meiner Einschätzung im Jugendbereich mehr Freiheiten als in anderen Kantonen, wo es mehr Restriktionen und engere Dienstpläne gibt. Für uns in der Jugendarbeit ist die Flexibilität des Jugenddienstes ein Vorteil. Wir wissen, diese Polizisten können sich auf uns einlassen. Sie sehen sich wohl auch noch mehr im Sozialen als das klassische Korps.

SuchtMagazin: ...d.h. stärker problemorientiert, als vollzugsorientiert?

Wenger: Jugendarbeit ist natürlich immer auch Beziehungsarbeit. Da gilt auch das Opportunitätsprinzip. Gerade im Jugendbereich ist dies sehr wichtig. Der Knackpunkt ist sicher das Amtsgeheimnis, so wie auf der Seite der Sozialarbeit die Schweigepflicht.

Frei: Es kommt auch darauf an, ob weitere kantonale oder kommunale Vorgaben bestehen. Ich hatte bei der Jugendarbeit Laufen eine berufliche Schweigepflicht. Die Grundfrage ist da immer: Was dient dem Klient oder der Klientin? Wenn das Vertrauen stimmt, kann man unter Umständen im Notfall auch einmal etwas mehr Informationen herausgeben. Ich weiss, dass es nicht missbraucht wird. Es ist auch so: In einem ländlichen Kanton wie es Baselland ist, kann ich Informationen wohl anonymisieren. Aber weil man sich kennt, ist oft sofort klar über wen ich rede. Wir müssen pragmatische Lösungen finden, sonst können wir gar nicht zusammenarbeiten. Das Klientel, das sowohl mit uns wie mit der Polizei zu tun hat, ist übersichtlich. Was ich an anderen Orten gesehen habe, ist, dass die Polizei ein Problem hat, da sie nicht tätig werden darf. Sie sieht eine negative Entwicklung, die problematisch werden könnte, darf aber nicht reagieren. Klar kann man einen 13-jährigen Betrunknen heimstellen, aber die Polizei kann dann wenig mehr machen. Da bewährt sich die Zusammenarbeit mit der Jugendarbeit, da wir andere Möglichkeiten haben. Bei älteren 22- bis 25-Jährigen ist es andererseits für uns schwierig, da sie nicht mehr zum Klientel der Jugendarbeit gehören. Da sind wir dankbar, wenn wir Probleme dem Jugenddienst melden können und wissen, dass der Sache nachgegangen wird, aber nicht gleich mit dem Vorschlaghammer.

Wenger: Wir haben den Vorteil, dass wir eine sehr gute Zusammenarbeit mit der Jugendanwaltschaft haben. Das funktioniert anders als mit der Staatsanwaltschaft bei Erwachsenen, wo nur die Fakten und das Rechtliche zählen. Bei der Jugendanwaltschaft ziehen wir am gleichen Strick. Es geht nicht nur darum, Straftaten aufzuklären, sondern auch zu verhindern, mit gezielter Prävention. Wenn ich z.B. bei einer problematischen Gruppe von Jugendlichen merke, dass meine Interventionen nicht angekommen sind, kann ich mit der Jugendanwaltschaft sprechen. Der Jugendanwalt kann dann den Jugendlichen erklären, was passiert, wenn sie tatsächlich eine Straftat begehen. Wir müssen nicht warten, bis etwas geschehen ist, wir handeln vorher. Dazu bietet unsere Jugendanwaltschaft extrem gut Hand. Ich bin auch froh, wenn ich Situationen im Graubereich mit dem Jugendanwalt besprechen kann, z.B. wenn ich nach einem Informationsanlass in der Schule von einem Mädchen vertraulich erfahre, dass sie zu Hause geschlagen wird. Dies ist ein Offizialdelikt, eine umgehende Anzeige nach Lehrbuch könnte aber hier mehr schaden als helfen.

Frei: Für uns ist eher die KESB relevant. Auch die Vernetzung Jugendarbeit, Jugenddienst der Polizei und KESB ist ein Thema. Mit den Veränderungen in den Institutionen, z.B. als die KESB neu geschaffen wurde, müssen wir uns immer wieder

fragen, was das für die Zusammenarbeit bedeutet. Es ist eher speziell, dass die Jugendarbeit im Kanton Baselland ausser zur Schulsozialarbeit die engste Beziehung zum Jugenddienst der Polizei hat. So können wir z.B. bei der Früherkennung oder Hotspot-Analyse viel voneinander profitieren. Wir sind ja zu unterschiedlichen Zeiten draussen und auch Ansprechpartner für unterschiedliche Fragen aus der Bevölkerung. Die kurzen, direkten Kommunikationswege zwischen Polizei und Jugendarbeit sind hier sehr hilfreich.

SuchtMagazin: Wie kam es zu einem solchen Pragmatismus im Kanton Basel-Landschaft?

Frei: Der Kanton Baselland war als kleiner, ländlicher Kanton immer eher pragmatisch. Auf dem Land, wo man sich kennt, regelt man Dinge wohl auch direkter, als man dies in der Stadt tun kann. Es hängt aber auch von Personen, wie D. Wenger ab, die den Jugenddienst aufgebaut haben.

Wenger: Ich war der erste Jugendsachbearbeiter und habe mir ernsthaft Gedanken gemacht, wie ich das angehen sollte. Ich habe am Anfang natürlich auch meine Erfahrungen machen müssen, hatte aber keine Berührungängste und bin in den Jugendtreff gegangen. Ich habe mich vorgestellt und gesagt, ich hätte eine klare Vorstellung, dass wir zusammenarbeiten sollten, offen und mit Vertrauen. Wir haben die Rollen geklärt, um der Gegenseite die Angst zu nehmen. Zuerst spürte ich schon eine grosse Verunsicherung und Angst, dass die Jugendlichen wegen der Polizei nicht mehr in den Treff kommen würden. Ich führte auch mit ihnen eine lange Diskussion über meine Rolle. Danach war meine Anwesenheit kein Thema mehr. Das Gleiche geschah in der Schule: Zuerst gab es Ablehnung und die Angst vor einem schlechten Image der Schule, wenn die Polizei auftaucht. Ich machte klar, dass es um einen Erfahrungsaustausch geht – was erleben wir, was erlebt ihr – um sich gegenseitig zu finden und zu kennen, damit wir nicht von Null anfangen müssen, wenn dann einmal etwas vorfällt. Bei den Sozialarbeitenden und Streetworkern ist es wichtig, dass wir je unseren Part haben, damit wir uns nicht ins Gehege kommen und das Vertrauen der Jugendlichen nicht zerstört wird. Wenn Delikte begangen werden, holen wir die Betroffenen. Das haben wir aber vorher im Jugendtreff auch offen kommuniziert. Der gleiche Wenger, der mit ihnen Cola trinkt und Tischfussball spielt, der holt sie dann auch nach einem Raubüberfall oder Einbruch. Da hat auch nie einer der Betroffenen reklamiert, weil wir eben offen, korrekt und fair mit den jungen Menschen umgehen. Ich glaube, das ist ein wesentlicher Punkt.

SuchtMagazin: Wenn wir verschiedene Zusammenarbeitsmodelle anschauen, fällt auf, dass es für gleiche Probleme von Polizei- und sozialer Seite her unterschiedliche Perspektiven gibt. Viele Polizisten gehen davon aus, dass Strafe etwas nützt. Dagegen geht es bei Sozialarbeitenden mehr um Unterstützung junger Menschen. Wenn wir nun mit Ihnen beiden diskutieren, fällt auf, dass Sie eine sehr ähnliche Perspektive haben: Wenn man Jugendlichen vertraut, sie ernst nimmt, dann kommt man zum Ziel. War diese Gemeinsamkeit von Anfang an da, oder hat sie sich mit der Zeit und mit der Zusammenarbeit entwickelt?

Frei: Bei der Einarbeitung neuer Mitarbeitender, auch aus anderen Kantonen, war eigentlich die Zusammenarbeit mit der Polizei nie ein Problem. Es ist ja auch nicht so, dass wir nun ständig mit der Polizei zusammensitzen würden. Es wurde höchstens in gewissen Fällen diskutiert, welche Informationen herausgegeben werden sollten, welches Vorgehen Sinn

machte. Das sind aber Unsicherheiten, die generell bestehen, wenn man an einer Stelle neu anfängt. Allen Jugendarbeitenden ist klar, dass es darum geht Jugendliche in ihrer Entwicklung zu stützen und zu fördern. Es wird aber auch anerkannt, dass für gewisse Jugendliche eine Strafe auch heilsam sein kann. Unsere Einschätzung wird da auch vom Jugendanwalt oder von der KESB eingeholt. Wobei unsere Jugendlichen selber den Jugendsachbearbeitern der Polizei auch bereits viel sagen und eine hohe Meinung von ihnen haben. Das zeugt auch von Vertrauen.

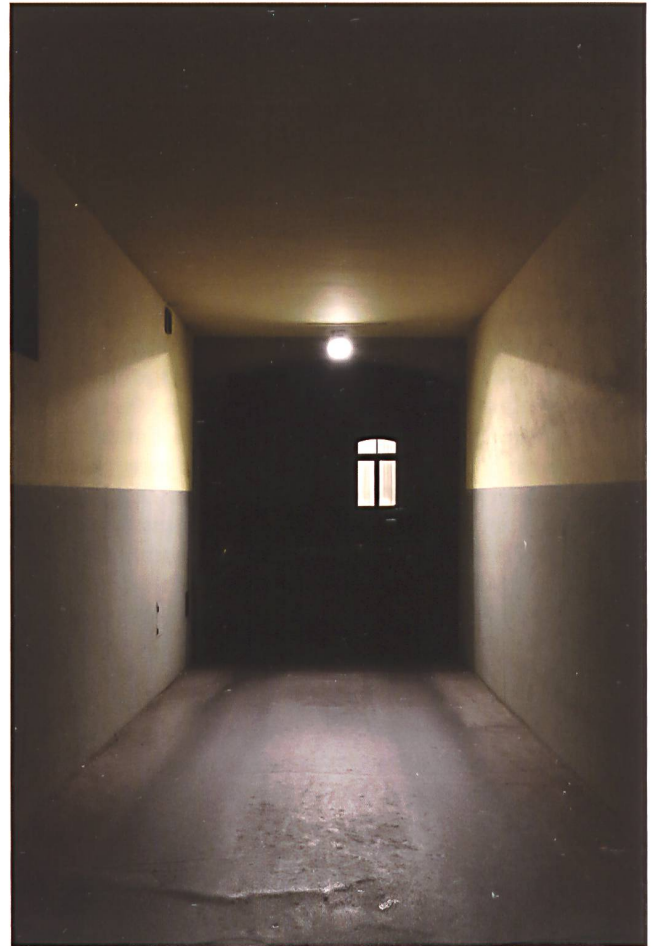
Wenger: Wir leben im Jugenddienst auch alle die gleiche Philosophie. Das Herz am richtigen Ort zu haben ist dabei das eine, hartnäckig sein und Straftaten aufklären bis zur Bestrafung das andere. Man muss dann auch aufpassen mit dem Bestrafen, einige finden es «cool», in ihrer Szene sagen zu können: «Ich bin in der Kiste gewesen!». Bei dieser Abschätzung ist die Jugendanwaltschaft auch auf Informationen von uns angewiesen. Wir kennen die Betroffenen und ihr familiäres Umfeld relativ gut und wollen alle das Beste für die Jugendlichen. Aber sie müssen merken, wenn sie zu weit gegangen sind.

Frei: Das ist schlussendlich viel Übersetzungsarbeit, die wir leisten. Polizei- und Sozialarbeit sind da eigentlich nicht so weit weg voneinander, ausser im Habitus und in der Sprache. Das muss irgendwie überbrückt werden können und da sind wir in den letzten 15 Jahren auch näher zusammengedrückt. Die Zusammenarbeit wurde auch als Entlastung wahrgenommen. Die Kantone, die eine solche Zusammenarbeit und einen Jugenddienst kennen, haben grossmehrheitlich positive Erfahrungen gemacht. Es ist ein Tool, das sich sehr schnell bewährt. Wir achten allerdings darauf, dass sich keine Vermischung ergibt, so gehen wir z.B. bei Präventionskursen nacheinander in eine Schulklasse.

SuchtMagazin: Getrennte Rollen machen also aus der Sicht des Klientels Sinn. Spricht das gegen das Zusammenarbeitsmodell, wie es z.B. in Zürich mit der sip besteht?

Frei: In Zürich ist die Situation anders, es gibt sehr viele Player – Uniformpolizei, Jugendpolizei, sip, Streetwork, Drogenarbeit –, wo die Jugendlichen manchmal nicht mehr wissen, wer wer ist. Die sip hat einen ganz spezifischen Auftrag, zwischen Sicherheitsmandat und Sozialarbeit, ein sehr komplexes Arbeitsfeld. Auch hier ist es wichtig, dass die Streifenpolizei weiss, was die Aufgabe des Jugendarbeiters ist und umgekehrt. Es ist z.B. nicht mein Job, einem Jugendlichen das Kiffen zu verbieten. Da habe ich eine andere, langfristige Rolle. Der Streifenpolizist muss hier eingreifen, der Beamte vom Jugenddienst hat mehr Ermessensspielraum. Den Jugendarbeitenden muss bewusst sein, dass die Polizei in bestimmten Fällen unter Zugzwang ist und reagieren muss, z.B. wenn von einem Offizialdelikt berichtet wird. Es wäre dann aber problematisch, wenn ich als Leiter noch im Jugendtreff und vor Jugendlichen einvernommen würde. Da bin ich dankbar, wenn das danach per Telefon passiert und respektiert wird, dass wir ein Berufsgeheimnis haben. Wir melden uns bei einem Vorfall auch früher, weil wir wissen, dass nicht gleich der ganze Apparat in Gang gesetzt wird, sondern wir uns zuerst informell besprechen können, um zu sehen, was Sinn macht.

Wenger: Ich gehe z.B. auch hin und wieder mit einem Jugendanwalt in eine Schulklasse, was sehr gut funktioniert, wie auch die Zusammenarbeit mit der Schule und der Schulsozialarbeit. Es brauchte aber zuerst Absprachen, damit mein Auftauchen in der Schule nicht zu falschen Vermutungen führte. Inzwischen wissen die Schüler, dass ich regelmässig in die Schule komme, sei's auch nur zum Kaffeetrinken.



SuchtMagazin: Wir wollten eigentlich noch Fragen stellen zur problematischen Seite der Zusammenarbeit, dort wo es Schwierigkeiten gibt, wie z.B. in Bezug auf den zu Beginn erwähnten Datenschutz. Es war herauszuhören, dass es auch dort Arrangements gibt, mit denen diese Klippe relativ gut umschiffen werden kann. Gibt es aber noch Spannungspunkte, wo eine Kooperation schwierig ist, wo man nicht auf der gleichen Schiene fährt?

Frei: Dass nicht viel schriftlich vorhanden ist, gibt dem Einzelnen relativ viel Verantwortung. Was ist für mich fachlich vertretbar, was ist der Situation angemessen, wie steht die Institution dazu? Es gibt interne Regelungen, z.B. dass Meldungen an die Polizei mit Vorgesetzten zu besprechen sind. Denn vielfach ist es ja dann offensichtlich, dass eine bestimmte Information von der Jugendarbeit kam. Der Königsweg ist natürlich, wenn die Jugendlichen selber zur Polizei gehen. Da hilft es sehr, dass der Jugenddienst so bekannt ist. Sie gehen dann nicht zur Polizei, sondern zu Dani. Die Mitarbeitenden vom Jugenddienst sind es dann auch, die ab und zu mit den Jugendlichen zur Verhandlung gehen, um «Händchen zu halten».

Um Probleme der Zusammenarbeit zu finden, muss man also effektiv weit suchen. Die Zusammenarbeit war von Anfang an effizient und wertvoll. Es wurden z.B. nie Informationen von uns ohne Rücksprache gebraucht. Das Recht dazu hätte die Polizei eigentlich. Auch von unserer Seite her halten wir uns daran. Andere Netzwerkpartner schätzen es inzwischen sehr,

wenn ein Jugendsachbearbeiter der Polizei bei einem Treffen dabei ist. Es ist auch ein Erfolg für den Kanton Baselland, dass man es geschafft hat, von der Gleichung «Polizei = Problem» wegzukommen. Das geht in Richtung Community Policing, das in Zukunft das Modell sein wird, das auch in anderen Bereichen adaptiert wird. Diese Modelle sind auch für das Image der Polizei wichtig. Durch unsere Zusammenarbeit mit dem Jugenddienst hat das Ansehen des gesamten Polizeikorps bei unseren Jugendlichen extrem gewonnen.

Wenger: Uns gibt es seit dem Jahr 2000 und nun können wir die Früchte unserer Arbeit ernten. Dass wir weniger Gewalt haben, hängt sicher damit zusammen. Zum einen hat sich das Anzeigeverhalten verändert, die Bevölkerung meldet sich schneller bei uns. Und wenn Jugendliche einen direkten Ansprechpartner haben und das Vertrauen da ist, melden auch sie sich. Sie kommen erfahrungsgemäss nicht einfach in den Polizeiposten, sondern zu Herrn Wenger. Es tönt alles geschönt, aber ich habe wirklich keine erwähnenswerten Probleme der Zusammenarbeit gefunden. Wenn es Probleme gibt, werden sie offen besprochen. Mit ganz wenigen Ausnahmen läuft die Zusammenarbeit hier mit allen Sozialarbeitenden Hand in Hand. Ich habe im Moment keine Verbesserungsvorschläge. ●

Endnote

- 1 Vgl. die Dokumentation zum Workshop 2c unter www.infodrog.ch/index.php/abstracts.supo.html, Zugriff 26.09.2015.